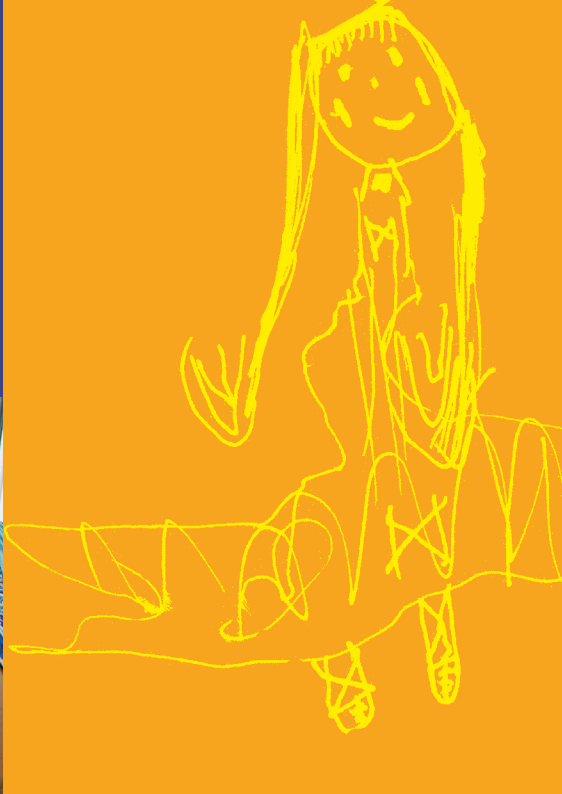


Bulletin 2018

Interkulturalität in der Familienarbeit



**Kinder haben
Rechte – in jeder
Situation ihres
Lebens.**



**«Kinder sind die Zukunft.
Ich will mit aller Kraft in Not
befindliche Kinder fördern,
so dass sie möglichst alle an
der Zukunft werden teilha-
ben können.»**

**Dr. iur. Ellen Ringier
Botschafterin Espoir**

Inhalt

Editorial

von Lucia Schmid, Geschäftsführerin 4

Kommunizieren und Handeln im interkulturellen Kontext

von Prof. Dr. Christiane Hohenstein und Adriana Sabatino, M. A. 6

Herausforderungen in interkulturellen Pflegeverhältnissen

von Alexandra Neuhaus, Fachleiterin 10

Interkulturelle Arbeit in Sozialpädagogischen Familienbegleitungen

von Andrea Fröhlich, Gruppenleiterin SPF 15

Brückenbauerin zwischen unterschiedlichen Kulturen

Interview mit Sharmin Afroz Khan, interkulturelle Dolmetscherin und Kulturvermittlerin 19

Engagement

Spenden lassen Kinderherzen höher schlagen 25

Editorial

Die Begriffe Multi- oder Interkulturalität begegnen uns in unserer globalisierten Welt auf Schritt und Tritt. Doch was ist darunter zu verstehen und inwiefern beeinflussen sie unseren Alltag und unser Zusammenleben? Zu beiden Begriffen gibt es unzählige Definitionen, die je nach Betrachtungsweise und Kontext interpretiert werden können. Fest steht, dass das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher kultureller Prägung und Herkunft eine grosse Bereitschaft zur gegenseitigen Offenheit voraussetzt. Dazu gehören auch ein respektvolles Aufeinanderzugehen und der Wille zum gegenseitigen Verständnis.

In unserem Arbeitsalltag, sowohl in der Familienbegleitung als auch bei der Begleitung von Kindern in Pflegefamilien, treffen wir häufig auf Situationen, die interkulturelle Kompetenz erfordern. Eine der ersten Aufgaben unserer Mitarbeitenden ist es, zu klären, ob wir mit den Familiensystemen überhaupt kommunizieren können und ob sie verstehen, warum sie diese ergänzenden Erziehungshilfen erhalten. Können wir uns mit den Familien mangels Sprachkenntnissen nicht verbal verständigen, sind wir auf vertrauensvolle ÜbersetzerInnen und KulturvermittlerInnen angewiesen. Gelingt es allen Beteiligten

dank dieser Unterstützung, eine ähnliche Sichtweise auf die zu lösenden Probleme einzunehmen, kann ziel- und zukunftsorientiert im Sinne der Kinder gearbeitet werden.

Unsere Erfahrung zeigt, dass eine möglichst angstfreie und vorbehaltlose Begegnung von Kulturen zu einer enormen Bereicherung für alle führt und eine erfolgreiche Familienarbeit ermöglicht.

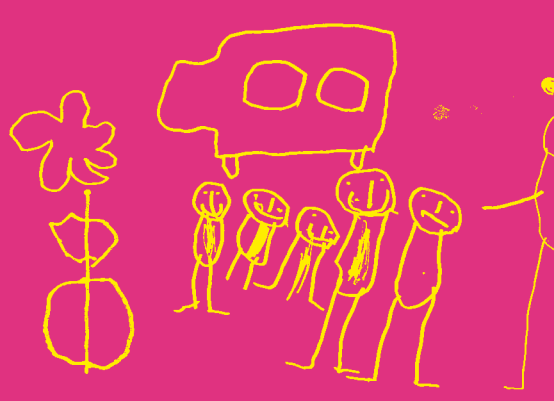
Im vorliegenden Bulletin erfahren Sie, wie Fachpersonen diese Herausforderung angehen und wie die Kinder den Spagat zwischen der hiesigen und ihrer Herkunftskultur schaffen.



Lucia Schmid
Geschäftsführerin

«Espoir füllt eine Staatsleistungslücke auf beeindruckende Weise. Espoir ermöglicht vielen Kindern ein menschliches Aufwachsen.»

**Dr. iur. Roland C. Rasi
Botschafter Espoir**



«Wir können andere nicht ausgrenzen, ohne uns selbst einzusperren.»

**Ernst Ferstl
Lehrer, Dichter und Aphoristiker**



Kommunizieren und Handeln im interkulturellen Kontext

Migration ist kein neues Phänomen, doch sie bewegt und prägt unsere postmoderne Gesellschaft – so scheint es – wie nie zuvor. «Interkulturelle Kommunikation» und «interkulturelle Kompetenz» sind in aller Munde. Ihr Mehrwert für den Arbeitsmarkt und konkret im Beruf ist den meisten bewusst, und sie gehören mittlerweile in jeden Lebenslauf. Doch das Verständnis dieser Konzepte bleibt häufig oberflächlich. Der vorliegende Beitrag soll die beiden Konzepte etwas klären und die Frage beantworten: Was hat der Erwerb interkultureller Kompetenzen im beruflichen und privaten Alltag für einen Mehrwert?

Ein Beispiel

Eine in die Schweiz eingewanderte eritreische Familie ist mit dem Problem konfrontiert, dass ihre Kinder als auffällig wahrgenommen werden. Die Familie versteht das Problem nicht und nach verschiedenen Kontakten mit den Schweizer Behörden entziehen diese den Eltern das Sorgerecht für die Kinder und platzieren sie fremd. Für die Eltern kommt dies unerwartet und ist ein unverständliches, traumatisches Erlebnis. Sie kommen sich machtlos und übergangen vor, sind verzweifelt. Das hatten sie nicht erwartet.

Die eritreischen Eltern erleben in diesem Fall einen Erwartungsbruch im

Umgang mit den Schweizer Behörden: Ihre Normalität wird plötzlich in Frage gestellt. Ihr unhinterfragtes kulturelles und gesellschaftliches Wissen wird als nicht mehr gültig erfahren. Sprachprobleme spielen dabei eine zentrale Rolle. In einer Fallanalyse machte ein eritreischer Dolmetscher deutlich, dass er aus der eritreischen Gesellschaft eine Kultur des gegenseitigen Beratens kennt, in der es bei Ehe- und Familienproblemen üblich ist, eine Beratungsrunde im Familienkreis und mit Vertrauenspersonen einzuberufen. In der Schweizer Migrationssituation fehlen diese vertrauten Personen, die sprachlichen Möglichkeiten sind eingeschränkt und es fehlt eine vergleichbare Kultur des Beratens.

Wenn eine Situation als problematisch oder «nicht mehr normal» wahrgenommen wird, übernehmen stattdessen Behörden bestimmte Aufgaben. Sie bieten standardisierte Lösungswege für wiederkehrende Probleme in einer Gesellschaft. Aus der Perspektive einer Eritreerin oder eines Eritreers ist es dann allein schon schwierig, einzuschätzen, an welche Institution sie sich mit welchem Problem wenden können. Ihre Erwartung an eine Kultur des Beratens wird sich nicht mit dem institutionellen Beraten decken, das Schweizer Institutionen anbieten. Möglicherweise gibt es

keine Verdolmetschung. Ein Schock über die für sie unvorhersehbare behördliche Entscheidung ist hier schon angelegt.

In der Schweizer Gesellschaft ist der Entzug des Aufenthaltsrechts eine institutionell standardisierte Lösung für Problemfälle, in denen die Kinder gefährdet sind. Aus Sicht der Sozialarbeitenden ist das eine rationale, vernünftige Lösung, denn sie ist Teil einer Kultur der Konfliktlösung, bei der das Trennen der Konfliktparteien, das «Auseinandernehmen» des Problems priorisiert wird; aus Sicht der eritreischen Eltern ist es brutal und sinnlos, denn sie verhindert ein Zusammenbleiben und eine gemeinschaftlich beratene Verantwortungsübernahme.

Es liegen hier zwei kulturell verschiedene Perspektiven für die Lösung einer gesellschaftlich wiederkehrenden Problemkonstellation vor. Das Perspektivieren, d.h. die Fähigkeit, die Perspektive meines Gegenübers einzuschätzen, einzubeziehen, mich in sie zu versetzen und auch meinem Gegenüber zu ermöglichen, sich in meine Perspektive hineinzuversetzen, ist so etwas wie der Goldstandard der interkulturellen Kompetenz. Dafür sind ein weitreichendes Einschätzungsvermögen, sprachliche, auch mehrsprachige Kompetenzen und eine reflektierende Empathie nötig, die man durch

Praxis in interkultureller Kommunikation aufbauen kann.

Interkulturelle Kommunikation

Interkulturelle Kommunikation ist das Vermitteln kultureller Unterschiede zwischen verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen. Sie kann sprachlich, nicht-sprachlich, multimodal und mehrsprachig stattfinden und zielt auf wechselseitiges Verstehen der Interagierenden ab. Kulturelle Unterschiede aber müssen zunächst auffällig oder bewusst werden, damit man sie überhaupt vermitteln und verstehen kann oder muss. Charakteristisch für ein Bewusstwerden von kulturellen Unterschieden ist ein plötzlicher Erwartungsbruch. Dabei treffen unausgesprochene Erwartungen aufeinander, was «normal» ist, also für sich, andere und gesellschaftlich zumutbar. Nur wenn die Erwartungen ausgesprochen werden, kann von interkultureller Kommunikation gesprochen werden. Im diskutierten Beispielfall lagen zwar verschiedene Sprachen und kulturelle Unterschiede, Normalitätserwartungen und Perspektiven auf mögliche Lösungen vor, aber deren Vermitteln, also eine interkulturelle Kommunikation, fand nicht statt. Wenn die Gesprächsbeteiligten ohne ein Vermitteln von kulturellen Unterschieden bei der eigenen Erwartungshaltung und Ein-

schätzung bleiben und gemäss der je eigenen Normalitätsvorstellung handeln, ist gerade kein Perspektivieren möglich. Anhand des Beispiels werden die weittragenden Konsequenzen für eingewanderte Familien deutlich. Aus Sicht der Schweizer Behörden mag die Familie als «problematischer» Fall erscheinen, der bearbeitet werden muss, um «Normalität» wiederherzustellen, vor allem für die Kinder. Dass sich diese Normalität kaum mit der der Eltern decken dürfte, liegt auf der Hand. Was als normal und was als problematisch wahrgenommen wird, ist kulturell geprägt.

Interkulturelle Kompetenz

Interkulturelle Kompetenz wird häufig an Arbeitskontexten festgemacht. Sie umfasst zum Beispiel den erfolgreichen beruflichen Umgang mit Menschen mit und ohne Migrationshintergrund sowie ein gewisses antidiskriminierendes Engagement. Das erfolgreiche Miteinander kann durch fehlendes Wissen und Vorurteile gefährdet werden. Wie treffend wir mit jemandem kommunizieren, kann weitreichende Konsequenzen haben. Für interkulturelle Kompetenz ist daher die Beschäftigung mit der sprachlichen Praxis des Stereotypisierens und ihren alltäglichen, kulturalisierenden, ethnischen, sexistischen und rassistischen Formen wichtig.

Sprache und ihre Wirkung ist insbesondere zentral, wenn wir zwischen dem privaten und dem beruflichen Alltag unterscheiden: Während wir privat mit anderen Zielen an bestimmte Situationen herangehen, uns auf unsere Handlungsroutinen und Erwartungen weitgehend verlassen und möglicherweise mehr Zeit zur Verfügung haben, kann im Beruf eine unvollständige Situationseinschätzung Missverständnisse produzieren, eine gestörte Kommunikation und schwerwiegende Konsequenzen zur Folge haben. Insbesondere wer in Behörden oder im Sozial- und Gesundheitswesen arbeitet, muss zunehmend über vertieftes Wissen zu Migration, Sprache und Kommunikation, Inklusion sowie über interkulturelle Kompetenz verfügen. Ein zentraler Teil interkultureller Kompetenz ist das Verstehen und kommunikative Vermitteln von Unterschieden im beruflichen und auch im privaten Alltag.



Christiane Hohenstein, Prof. Dr.
Adriana Sabatino, M. A.

ZHAW Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, LCC Language Competence Centre, Arbeits- und Forschungsbereich Interkulturalität und Sprachdiversität

«Kein Zeitvertreib trägt so kostbare Früchte wie die Zeit, die du dir nimmst, deinem Kind zuzuhören.»

**Ursula Schachschneider
Malerin, Autorin und Aphoristikerin**



**Kinder brauchen
Sicherheit und
Geborgenheit.**



Herausforderungen in interkulturellen Pflegeverhältnissen

Ein wesentlicher Teil unserer Pflegekinder bringt einen Migrationshintergrund mit. Entweder weil einer oder beide Elternteile ausserhalb der Schweiz geboren sind oder weil das Pflegekind selber erst nach der Geburt in die Schweiz gekommen ist.

Bei der Passung, welche Pflegefamilie für welches Kind und Umfeld am besten geeignet ist, spielen diverse Faktoren eine Rolle. Bei Kindern mit Migrationshintergrund gilt es, noch zusätzliche Kriterien zu berücksichtigen. Stammen die leiblichen Eltern oder ein leiblicher Elternteil aus einer anderen ethnischen Gruppe als die Pflegeeltern, geht es nicht nur um unterschiedliche Familienkulturen, die miteinander in Einklang gebracht werden müssen, sondern viel umfänglicher um grundlegende Wertvorstellungen, Rollenbilder und Traditionen, unterschiedliche Sprachen und Religionszugehörigkeiten. Dafür benötigt die Pflegefamilie spezielle Kompetenzen. Aber auch das Pflegekind hat im interkulturellen Kontext spezifische Herausforderungen zu bewältigen, die grossen Einfluss auf seine Identitätsentwicklung haben.

Interkulturelle Kompetenzen

Zum Wohle des Kindes ist es unabdingbar, dass die Pflegeeltern einen ange-

messenen und wohlwollenden Umgang mit den leiblichen Eltern pflegen, den Kontakt zwischen dem Pflegekind und seinen leiblichen Eltern unterstützen und dem Kind einen positiven Zugang zu seinen kulturellen Wurzeln ermöglichen. Pflegeeltern mit interkulturellen Kompetenzen wissen, dass die Begegnung mit dem Fremden die Selbstverständlichkeit unserer Tradition, unserer Normen und Werte auflöst, und fühlen sich dadurch nicht bedroht. Sie haben Geduld mit sich selbst, Freude am Lernen und Wachsen und ein hohes Mass an Selbstreflektion. Sie verfügen über kommunikative Fähigkeiten, um sich über Differenzen zu verständigen, erarbeiten sich Wissen über die fremde Kultur und besitzen die Fähigkeit, Ungewissheit auszuhalten und Widersprüche zu akzeptieren.

Kulturspezifische Differenzen

Manchmal gehören leibliche Eltern von Pflegekindern einer anderen Religion an als die Pflegeeltern. Bedeutsam wird dies, wenn religiöse Feste in der Pflegefamilie einen hohen Stellenwert haben oder wenn sie in einer Glaubensgemeinschaft aktiv ist. Vonseiten der leiblichen Eltern besteht manchmal die Forderung, das Kind entsprechend ihrer Religion zu erziehen und deren Rituale, wie beispielsweise die Beschneidung bei jüdi-

schen und muslimischen Jungen, zu vollziehen. Da der Glaube beim Menschen im persönlichen Sinn- und Wertesystem verankert ist, reicht dafür die Offenheit gegenüber anderen Religionen nicht aus. Es ist deshalb entscheidend, dass bereits bei der Passung die Ansprüche aller Beteiligten geklärt sind und die Wahl auf eine Pflegefamilie fällt, welche die Ansprüche der Herkunftsfamilie mit ihren eigenen Werten in Einklang bringen kann.

Viele Pflegeeltern sind bereit, religiöse Vorgaben beim Essen beim Pflegekind umzusetzen. Wenn die restlichen Familienmitglieder jedoch weiterhin ihr Schweinefleisch essen, besteht die Gefahr, dass das Pflegekind dazugehören möchte und Interesse für das Verbotene zeigt. Wenn die Pflegeeltern es dann möglicherweise zur Anpassung drängen, weil sie es vom Gefühl des Ausgeschlossenenseins entlasten möchten, dann vergessen sie dabei seine Loyalität gegenüber seinen Herkunftseltern. Beim Kind wird dies mit Sicherheit zu Spannungen und einem schlechten Gewissen gegenüber seinen leiblichen Eltern führen. Eine Alternative könnte sein, die Familienesskultur für alle anzupassen, um das Pflegekind in seinem Loyalitätskonflikt zu entlasten und ihm die innere Zugehörigkeit zu zwei Fami-

lien zu ermöglichen. Dies bedingt aber eine sehr grosse Toleranz und Beweglichkeit aller Mitglieder der Pflegefamilie.

Gesellschaftlich unterschiedliche Bilder zur Rolle von Frau und Mann erlebt das Pflegekind bei Besuchskontakten unmittelbar und muss sich damit auseinandersetzen. Unterstützung ist nur dann möglich, wenn Pflegeeltern und leibliche Eltern sich in ihrer Unterschiedlichkeit akzeptieren und mit dem Pflegekind in einen möglichst wertefreien Austausch kommen. Weitere gesellschaftliche unterschiedliche Vorstellungen und Normen zeigen sich eventuell auch im Bereich Erziehung, Verwandtschaft, Kleider und Körperpflege. Da ist es besonders hilfreich, wenn Pflegeeltern über möglichst viel Information über die andere Kultur verfügen, damit sie die Vorstellungen der Herkunftseltern einordnen können. Beispielsweise besteht ein afrikanischer Vater darauf, dass sein Junge kurz geschnittenes Haar trägt, obwohl dieser es selber gerne länger tragen würde. Im Austausch mit dem Vater haben die Pflegeeltern erfahren, dass längeres Haar bei Männern in seinem Land als ungepflegt gilt. Mit diesem Wissen lässt sich seine Forderung für alle Beteiligten besser einordnen und akzeptieren.

Pflegeeltern, bei denen die eigene kulturelle Prägung und Vorstellung sehr tief verankert ist und die über wenig interkulturelle Kompetenzen verfügen, stoßen schnell an Grenzen und können ihrem Pflegekind nicht mehr gerecht werden. Dies lässt sich teilweise durch eine enge fachliche Begleitung des Pflegeverhältnisses entschärfen. Die Fachperson bringt mit ihrer Aussensicht die nötige Distanz mit, um die Konflikte zu erkennen, sie anzusprechen, Fachwissen zu vermitteln und einen Lernprozess bei den Pflegeeltern anzustossen. Gleichzeitig klärt sie die Frage, wie beispielsweise Entscheidungskompetenzen an neutrale Stellen ausgelagert werden können. Pflegeeltern und Herkunftseltern wird dadurch die Möglichkeit gegeben, sich auf der Beziehungsebene wieder unbelasteter begegnen zu können.

Herausforderungen für das Pflegekind

Pflegekinder, welche bereits in jungen Jahren in die Pflegefamilie kommen, lernen die Sprache ihrer Eltern gar nie oder verlernen sie nach der Platzierung. Ihre sprachliche Verständigung mit der Herkunftsfamilie ist nur eingeschränkt möglich, da wenig Kommunikation stattfindet oder die Besuchskontakte von einer Übersetzerin begleitet werden müssen. Wenn das Kind die Sprache der Eltern

nicht spricht, dann ist dadurch auch der Zugang zur Kultur der Eltern nur eingeschränkt möglich und es müssen Alternativen gefunden werden. Je nach Situation oder Sprache überfordert es das Pflegekind und die Pflegefamilie, die Elternsprache zu lernen. Wenn jedoch ein paar wichtige Redewendungen oder Wörter im Pflegefamilienalltag Einzug halten, ist dies bereits ein Zeichen von Interesse und Offenheit gegenüber der Herkunft und ihrer Kultur.

Pflegekinder, welche aus einer anderen Kultur stammen und deren ethnische Zugehörigkeit sich auch äusserlich von derjenigen der Pflegefamilie unterscheidet, werden mit ihrem Anderssein durch Fragen und Bemerkungen von aussen immer wieder konfrontiert. Das Zugehörigkeitsgefühl zur Pflegefamilie leidet darunter und das Kind befindet sich im Dilemma. Seine Bewältigungsstrategie besteht dann darin, sich von den Pflegeeltern oder von den Herkunftseltern zu distanzieren und abzugrenzen. Dies als Bewältigungsstrategie zu erkennen, ist wichtig. Sonst besteht die Gefahr, es als Desinteresse oder Ablehnung zu interpretieren. Pflegekinder mit dunkler Hautfarbe, dunklem Haar und fremd klingenden Namen sind nicht selten Alltagsrassismus ausgesetzt. Die Pflegeeltern sollten sich dessen bewusst und ent-

sprechend aufmerksam sein. Sie sind es, welche für das Kind in solchen Situationen eintreten und ihm helfen können, eine innere Stärke im Umgang mit Anfeindungen und unschwerflichen Ausgrenzungen zu entwickeln.

Gelebte Interkulturalität

Diese Beispiele gelebter Interkulturalität geben einen Einblick in den Pflegefamilienalltag:

- Die Pflegeeltern versuchen am Beispiel des Essens einen gemeinsamen Bezug zum Herkunftsland des Pflegekindes zu schaffen. Sie sammeln Rezepte oder bekommen diese von der leiblichen Mutter, kochen gemeinsam traditionelle Gerichte und lassen sich dabei sogar auf die jeweilige Tischkultur ein, indem sie dieses Gericht beispielsweise mit den Händen essen.
- Die Pflegefamilie besucht Anlässe aus dem kulturellen Herkunftsumfeld des Pflegekindes, wie Konzerte oder Ausstellungen, und fördert den Zugang zu Märchen und Literatur.
- Die Pflegefamilie sucht bei fehlendem Kontakt zwischen Kind und Eltern eine Kontaktperson aus dem Kulturkreis des Pflegekindes. Diese kann so stellvertretend für die Eltern den Zugang zur Kultur sicherstellen.

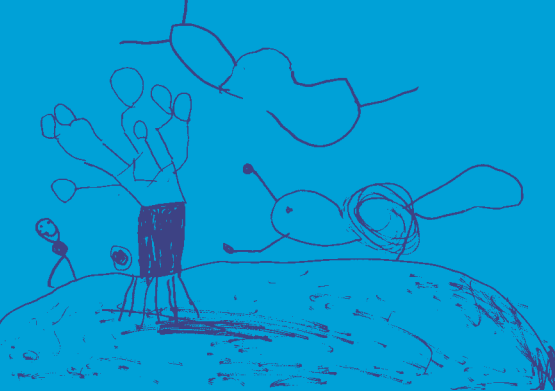
- Die Religion der leiblichen Mutter hat im Familienalltag Platz. Die Pflegemutter betet vor dem Zubettgehen mit dem Kind ein Gebet, das ihm die leibliche Mutter mitgegeben hat.
- Die Pflegefamilie bereist gemeinsam das Herkunftsland des Pflegekindes und besucht seine Verwandten.
- Die Pflegemutter bringt Verständnis für die andere Kultur auf, indem sie den anderen Umgang mit der Zeit im Alltag mit ihrer Pflege-tochter berücksichtigt.

Interkulturalität als Bereicherung

Pflegeeltern, die sich auf ein interkulturelles Pflegeverhältnis einlassen, haben die Chance, ihre eigenen Bilder zu hinterfragen, Vorurteile abzubauen, Neues zu erfahren und zu lernen, Unterschiedlichkeit anzuerkennen und Gemeinsames zu finden. Sie können dem Pflegekind helfen, den Zugang zu beiden Kulturen zu finden, und dadurch seine Identitätsentwicklung positiv beeinflussen. Leibliche Kinder von Pflegeeltern erlernen bereits in jungen Jahren interkulturelle Kompetenzen und sind somit bestens für die Zukunft unserer globalisierten Welt gerüstet.



Alexandra Neuhaus
Fachleiterin



«Es gibt keinen Mitmenschen, von dem wir nicht lernen können.»

Ernst Ferstl
Lehrer, Dichter und Aphoristiker



**Kinder sollen
ihren Eltern ver-
trauen können,
sich entfalten, sich
sicher fühlen und
unbeschwert Kind
sein dürfen.**

Interkulturelle Arbeit in Sozialpädagogischen Familienbegleitungen und Abklärungen

Immer wieder kommt es vor, dass wir bei der Sozialpädagogischen Familienarbeit Verständigungsprobleme haben. Findet sich keine Familienbegleitung, die die gleiche Sprache wie die Familie spricht, kommt es vor, dass der gesamte Familienbegleitungsprozess mit einer DolmetscherIn stattfindet. Oft übersetzt diese Person nicht nur, sondern ist als KulturvermittlerIn auch ein wichtiges Bindeglied zwischen den Kulturen. Man spricht eben nicht nur unterschiedliche Sprachen, sondern hat auch unterschiedliche Wertvorstellungen. Kulturvermittelnde Personen werden punktuell zu einem bestimmten Thema beigezogen oder explizit für Standortsitzungen mit klar definiertem Inhalt beauftragt. Während der Familienarbeit sind die Übergänge vom reinen Dolmetschen zur Kulturvermittlung fließend und es braucht gute Absprachen zwischen unserer pädagogischen Fachperson und der dolmetschenden Person.

Die Auffassungen von Schule und Freizeit sind unterschiedlich

Häufig sind unterschiedliche Wertesysteme die Ursache von Problemen oder Missverständnissen. So haben beispielsweise viele tamilische Familien sehr hohe Erwartungen an ihre Kinder in Bezug auf ihre Leistung in der Schule. Für sie ist

ganz klar, dass ihre Kinder das Gymnasium besuchen müssen. Was Kinder leisten müssen, um an einem Gymnasium zu bestehen, können die Eltern sich nicht vorstellen. Oft haben die Kinder bereits in der Primarschule mehrmals wöchentlich Nachhilfestunden. Hinzu kommt dann noch die tamilische Schule am Mittwochnachmittag und am Samstagmorgen. Entsprechend gross ist der Druck, der auf den Kindern lastet. Die Eltern verstehen nicht, dass mit anderen Kindern draussen zu spielen, den Kopf durchzulüften und spielerisches Lernen durch Gesellschaftsspiele das Lernverständnis und die Aufnahmefähigkeit ebenfalls fördern.

Zum Spielen bleibt keine Zeit

Spielen wird als unnötig betrachtet, ebenso das Ausüben von Hobbys. Auch in anderen Kulturen, beispielsweise der zentralafrikanischen oder der südamerikanischen, spielen Eltern selten mit ihren Kindern. Kinder spielen mit Kindern, bewegen sich draussen, aber ohne Beisein der Eltern. Diese fühlen sich primär zuständig für die Ernährung und das Wohnen. Grundsätzlich sind unsere schweizerischen Vorstellungen von Förderung und Anregung für viele Kulturen nicht nachvollziehbar bzw. vielen Kulturen unbekannt.

Geringe Partizipation von Kindern

Die Familien verstehen teilweise unsere Anliegen an sie gar nicht. Sie kennen das schweizerische System nicht und all die involvierten Fachpersonen überfordern sie eher, als dass sie sie als Unterstützung erleben. Immer wieder hören wir von Eltern, sie machen es eben so, wie sie es selber erlebt und gelernt haben. Dass Kinder einbezogen, ernstgenommen und gefragt werden, wenn es um Entscheidungen geht, die sie betreffen, ist längst nicht überall selbstverständlich. Hier kann eine kulturvermittelnde Person viel zum gegenseitigen Verständnis beitragen, indem sie übersetzt und erklärt und so die verschiedenen Sichtweisen einander näherbringt.

Individualität hat weniger Bedeutung als in der Schweiz

Transnationale Migration stellt Familien vor grosse Herausforderungen. Die Erkenntnisse der Fachliteratur bestätigen unsere Erfahrungen bei Familienbegleitungen und Abklärungen. Je grösser die soziale und kulturelle Distanz zwischen Herkunfts- und Aufnahmeland, desto grösser sind die Aufgaben der Alltagsbewältigung. Häufig ist die Bedeutung von Individualität geringer als in der Schweizer Gesellschaft. Personen ausländischer Herkunft betonen weniger häufig ihre

Individualrechte, sondern sehen sich in erster Linie als Mitglieder der jeweiligen familiären Gruppe. Dies zeigt sich auch in der Erwartung an die Kinder. Individualität, spezielle Förderung, sich bis über die Volljährigkeit der Kinder hinaus für sie verantwortlich zu fühlen, stehen der Tatsache gegenüber, dass viele Kinder mit Migrationshintergrund Verantwortung für ihre Eltern übernehmen müssen. Kinder, die sich in beiden Kulturen bewegen, leisten einen Spagat. Häufig müssen sie für die Eltern übersetzen und administrative Dinge übernehmen. Sie müssen gute Leistungen bringen, damit sie später einmal die Eltern auch finanziell unterstützen können. Gleichzeitig wachsen sie sehr kontrolliert und streng auf. Die Angst der Eltern vor dem Kulturverlust ist durch den Einfluss von Schule, Schweizer Freundeskreis und Gepflogenheiten deutlich grösser als in ihrem Heimatland. Eine kulturvermittelnde Person ist mit diesen Themen vertraut. Sie kann auf beiden Seiten Verständnis wecken und zur gegenseitigen Annäherung beitragen.

Dabei ist es wichtig, die Migrationserfahrung der Familien zu berücksichtigen. Mit Hilfe der kulturvermittelnden Person muss unsere Familienarbeit bei der Lebensrealität der Familien ansetzen und darf keinesfalls nur defizitorientiert sein. Obwohl das Leben der Familien

häufig durch Arbeitslosigkeit, mangelnde Sprachkenntnisse, schlechte Wohnverhältnisse oder eventuelle traumatische Fluchterlebnisse geprägt ist, sind es manchmal gerade diese einschneidenden Erfahrungen, die den Menschen eine bemerkenswerte innere Stärke geben: Ressourcen, auf die wir bei unserer Arbeit aufbauen.

Isolierte Familien

Vor allem Flüchtlingsfamilien, die Verwandte und Freunde zurücklassen mussten, oder auch alleinerziehenden Frauen, die sehr zurückgezogen leben, die Sprache nicht beherrschen und sich wenig zutrauen, leben sehr isoliert. Hier geht es darum, sie zu vernetzen und ihren Selbstwert aufzubauen. Dies erfordert Hintergrundwissen über die jeweiligen Gebräuche und Sitten. Womit überfordert man diese Frauen, was dürfen sie überhaupt und welche Bedürfnisse stehen im Vordergrund? Frauen, die nie als Person respektiert worden sind, die noch nie eine Entscheidung selber gefällt haben, sollen plötzlich Verantwortung übernehmen.

Grenzen der Zusammenarbeit

Verständnis zu haben für kulturell geprägte Verhaltensweisen ist wichtig. Dennoch gibt es auch Grenzen der

Akzeptanz. Die geltenden Gesetze sind für alle hier lebenden Menschen bindend. Dazu gehören die Schulpflicht (inklusive Pünktlichkeit) und die Nichtakzeptanz von physischer und psychischer Gewalt.

Wir erleben immer wieder enorme Widerstände gegen eine Therapie für die Kinder. Therapie ist in Sri Lanka ebenso wie in Somalia etwas für Verrückte. Manchmal ist eine behördliche Weisung für eine Therapie unumgänglich, manchmal braucht es auch einfach Zeit und viele Gespräche. Die Zeit ist jedoch nicht immer vorhanden. Wenn den Migrantinnen und Migranten hohe Zugangsbarrieren in der Aufnahmegesellschaft in Bezug auf Arbeit, Wohnen und soziale Partizipation entgegenstehen, wird eine Annäherung der Kulturen deutlich erschwert. Unsere Erfahrung zeigt, dass Familien, die sich ernst genommen fühlen, die merken, dass wir uns für ihre Haltung und für ihre Erfahrungen interessieren, eher bereit sind für Neues und für Veränderung. Es braucht den Dialog.



Andrea Fröhlich
Gruppenleiterin SPF



«Was Kinder betrifft, betrifft die Menschheit!»

Maria Montessori
Ärztin, Reformpädagogin und Philosophin



«Vom Umgang mit dir selbst lernt es, mit deinem Sein identifiziert es sich und mit deiner Liebe ernährt es sich – dein Kind.»

Andrea Mira Meneghin
Autorin

Brückenbauerin zwischen unterschiedlichen Kulturen

Sharmin Afroz Khan ist in Bangladesch geboren und lebt seit 20 Jahren in der Schweiz. Sie ist alleinerziehende Mutter eines 18-jährigen Sohnes. In ihrem Heimatland mit rund 170 Millionen Einwohnern leben Bevölkerungsgruppen unterschiedlicher Kulturen, Sprachen und Religionen, vor allem Muslime und Hindus. Seit 2008 dolmetscht Sharmin Afroz Khan von Deutsch in die Sprachen Bengali (Bangla), die Amtssprache in Bangladesch, Hindi, die Sprache Indiens, und Urdu, das in Pakistan gesprochen wird. Anfänglich hatte sie sporadische Einsätze, da sie noch in ihrem erlernten Beruf als Verkäuferin tätig war. Nebenbei absolvierte sie bei der Fachstelle Derman des Schweizerischen Arbeiterhilfswerks (SAH) Schaffhausen eine Ausbildung als interkulturelle Dolmetscherin und Vermittlerin. Seit 2017 ist sie ausschliesslich in dieser Funktion tätig.

Wir haben Sharmin Afroz Khan zu ihrer Arbeit befragt, in der sie zwischen den Kulturen vermittelt und dolmetscht.

Was verstehen Sie unter Interkulturalität?

Für mich bedeutet es, Brücken zu bauen zwischen unterschiedlichen Kulturen. Wir alle sind geprägt durch unsere soziale und räumliche Umgebung, in der wir aufgewachsen sind und in der wir leben.

Wir entwickeln dadurch unterschiedliche Wertvorstellungen sowie Verhaltens- und Sichtweisen.

Welches Ziel verfolgt interkulturelle Arbeit und in welchen Lebensbereichen kommt Interkulturalität zum Tragen?

Interkulturelle Arbeit fördert das Verständnis für diese unterschiedlich kulturell geprägten Sichtweisen, indem sie sensibilisiert, informiert und vor allem auch erklärt. Beispielsweise ist es in meiner Kultur überhaupt nicht selbstverständlich, dass Rechnungen für wiederkehrende Leistungen ausgestellt werden und bei Nichtzahlung Mahnungen verschickt werden. In einer entsprechenden Gesprächssituation reicht es nicht aus, wenn ich diesen Sachverhalt dolmetsche. Ich muss den Menschen das hier übliche Zahlungssystem erklären. Oder ein anderes Beispiel aus dem Schulwesen, wo ich ein Schulgespräch zwischen Eltern und der Lehrerin dolmetschen musste: Eltern aus Bangladesch erwarten von der Schule und den Lehrpersonen einen sehr strengen Umgang mit den Kindern, der in der Schweiz unüblich ist. Hätte ich diese ungleichen Erziehungsvorstellungen jeweils nur übersetzt, wäre das noch zwei Stunden wie ein Pingpong Spiel zwischen den Eltern und der Lehrerin weitergegangen. Also

musste ich auch hier die Gesprächsleiterin um Erlaubnis bitten, von meiner Rolle als Dolmetscherin zur Kulturvermittlerin zu wechseln, um zu erklären, welche pädagogischen Grundsätze in der Schweiz gelten, aber auch um zu informieren, dass es in Bangladesch ganz anders gehandhabt wird.

Bitte beschreiben Sie einen für Sie typischen Arbeitsauftrag als Kulturvermittlerin und als Dolmetscherin.

Manchmal weiss ich nicht, um welches Thema es bei einem Auftrag geht. Wenn möglich, versuche ich vorher ein kurzes Gespräch mit den Verantwortlichen zu führen, um mich auf das Gespräch einzustellen. Zwei typische Arbeitsaufträge aus dem Schul- bzw. Sozialwesen habe ich bereits genannt. Die drei folgenden Beispiele zeigen, wie unterschiedlich alltägliche Situationen betrachtet werden können und erklärt werden müssen. Eltern aus meinem Kulturkreis schicken ihr Kind auch mit einem Schnupfen zum Kinderhort, weil sie arbeiten gehen müssen. Arbeit hat Priorität für sie. Die Argumentation, dass sich die Kinder lieber zuhause auskurieren sollten, um nicht andere Kinder anzustecken, ist ihnen völlig fremd. Oder: Krankenkassen existieren beispielsweise nicht in meinem Kulturkreis. Die Menschen fragen:

«Wieso muss ich Krankenkassenbeiträge zahlen? Ich werde nicht krank, dann muss ich auch nicht zahlen.»

«Jede Kultur hat ihren eigenen Code. Ihn zu erkennen, erfordert Offenheit, Zuwendung und Geduld.»

Beate Antonie Tröster, Kulturwissenschaftlerin

Drittes Beispiel: In meiner Kultur wird laut gesprochen. Das ist völlig normal. Hier in der Schweiz kann das zu Irritationen führen, weil es als respektlos wahrgenommen wird oder sich die Person persönlich angegriffen fühlt. Wenn ich als interkulturelle Dolmetscherin dann diese Reaktion zurückspiegle, reagieren meine Landsleute überrascht oder betroffen, weil sie in ihren Augen völlig normal kommuniziert haben. Es gäbe noch unzählige weitere Beispiele von unterschiedlichen Wahrnehmungen und interkulturellen Missverständnissen.

Lassen sich die beiden Aufgaben des Dolmetschens und der Kulturvermittlung klar voneinander trennen?

Nein, wie die genannten Beispiele zeigen, geht das in der Regel nicht. Hin und wieder erhalte ich aber auch reine Dol-

metscheraufträge, wie zum Beispiel das Übersetzen von Schulzeugnissen.

Welches sind die wichtigsten Aspekte für das Gelingen Ihrer Arbeit?

Wenn die Gesprächsteilnehmenden mir vertrauen, dass ich meine Arbeit professionell und wertfrei durchführe.

«Interkulturelle Kompetenz ist nicht angeboren, sie muss erlernt werden.»

Beate Antonie Tröster, Kulturwissenschaftlerin

Wo stösst Ihre Arbeit an Grenzen?

Ich stosse zwangsläufig an Grenzen, wenn ich merke, dass keine Gesprächsbereitschaft da ist, wenn auf die Fragen, die ich übersetze, mit Schweigen geantwortet wird. Eine emotionale Gesprächssituation ist mir in Erinnerung geblieben, in der ich von einer Schulbehörde den Auftrag hatte, einem Vater wörtlich und sehr deutlich zu übersetzen: «Sie dürfen Ihr Kind nicht schlagen.» Dieser antwortete, dass er garantieren könne, sein Kind über alles zu lieben, und er gab zu, dass er in dieser Situation keinen anderen Weg wusste, als seine Wut auf diese Weise zu zeigen. Er sagte: «Bestrafen Sie mich, aber ich habe nicht mein

Kind geschlagen, sondern mein eigenes Herz, weil mein Kind immer in meinem Herzen ist.» Das sind Momente, die auch für mich als Dolmetscherin nicht einfach sind. Mir hilft es, dass ich in meiner Ausbildung gelernt habe, mich als Person abzugrenzen und nur meine Aufgabe als Dolmetscherin wahrzunehmen.

Worin bestehen Ihrer Ansicht nach die häufigsten Fehler oder Missverständnisse im Umgang mit anderen Kulturen?

Ich erlebe häufig, dass Menschen aus meinem Kulturkreis sich aufgrund ihrer Herkunft und Hautfarbe nicht als gleichwertige Mitglieder der hiesigen Gesellschaft fühlen und sich selbst herabsetzen. Sie können sich einfach nicht vorstellen, dass man ihnen auf Augenhöhe begegnet und in einen Austausch mit ihnen treten möchte. Ich bin aber auch in der Schweiz lebenden Menschen aus meinem Kulturkreis begegnet, die ein anderes Selbstverständnis haben und sich leichter hier bewegen, weil sie sich als gleichberechtigten Teil der Gesellschaft fühlen.

Welchem Berufskodex sind Sie verpflichtet?

Ich muss neutral sein, darf keine Vorurteile haben und muss das Übersetzen,

was gesagt wird, bzw. bei Bedarf auch erklären. Die Rollenwahrung ist essenziell. Nur in Ausnahmesituationen frage ich, ob ich von meiner Rolle als Dolmetscherin in die Rolle der Kulturvermittlerin wechseln darf. Zudem unterliege ich einer Schweigepflicht und muss meine Aufträge vertraulich behandeln.

Wie werden Sie in Ihrer Rolle als beauftragte Kulturvermittlerin bzw. Dolmetscherin von den Beteiligten wahrgenommen?

Ich führe meine Aufgabe professionell und sachlich aus und vermeide es, Emotionen zu zeigen. In der Gesprächssituation bin ich Dolmetscherin bzw. Kulturvermittlerin, die glaubwürdig die Systeme und Gepflogenheiten meines Herkunftslandes und angrenzender Kulturkreise sowie der Schweiz erklären kann. Ich bin dann nicht die Privatperson Sharmin Afroz Khan.

Wer erteilt Ihnen Aufträge?

Ich erhalte Aufträge aus dem Gesundheits-, Sozial- und Bildungswesen, also von Schulen, Ämtern, Gerichten, Polizei, Kliniken usw. Entsprechend unterschiedlich sind auch die Themen und Sachverhalte, die ich dolmetschen bzw. vermitteln muss. Die Asylorganisation Zürich (AOZ) Medios vermittelt und

administriert den Grossteil meiner Aufträge. Teilweise erhalte ich die Aufträge auch direkt, beispielsweise von der Polizei Schaffhausen.

Wie bereiten Sie sich auf Ihre Aufträge vor?

Manchmal wünschte ich mir, vorab mehr Details über den Gesprächskontext und die Klientinnen zu erhalten. Zum Beispiel wenn es um Gesundheitsthemen geht, wie die Behandlung eines Kindes, das mit seinen Eltern am Gespräch teilnimmt. In einem Fall hat mir niemand gesagt, dass es sich um ein behindertes Kind handelt. Im Idealfall ruft mich die Gesprächsleitung vorher an und informiert mich. Ich kann mich dann besser auf das Gespräch vorbereiten und mir schon Schlüsselbegriffe zurechtlegen, die ich in der konkreten Dolmetschsituation abrufen kann.

Übersetzen Sie als Dolmetscherin lieber wortwörtlich und simultan oder sinngemäss nach längeren Redepassagen?

Ich bitte die Beteiligten um kurze Sätze, was mir das Dolmetschen vereinfacht. Manche Wörter, wie zum Beispiel «Vollmacht», existieren in meiner Sprache aber nicht. Dann muss ich den Begriff erklären und umschreiben und die

Gesprächsleitung wundert sich in solchen Fällen, warum ich so lange übersetze.

Es kam bereits vor, dass ich Gespräche mit bis zu acht Personen (Fachärzte) im Gesundheitsbereich dolmetschen musste. Ich muss mich dann enorm konzentrieren. Manchmal muss ich intervenieren und um einen Gesprächsstopp bitten, damit ich mit dem Dolmetschen folgen kann. Bei so vielen Beteiligten beschränkt sich meine Aufgabe in der Regel auf das Dolmetschen. Solche Aufträge sind sehr intensiv und wegen der hohen Konzentrationsleistung nur zeitlich begrenzt durchführbar.



Sharmin Afroz Khan

Interkulturelle Dolmetscherin/
Kulturvermittlerin

«Der vorbehaltlose und
beispielhafte Einsatz von
Espoir für das Kindeswohl ist
heute wichtiger denn je.»

Elisabeth Derisiotis
Botschafterin Espoir



Herzlichen Dank
für Ihre
Unterstützung.

Spenden lassen Kinderherzen höher schlagen

Während der Zirkuswoche, die in bewährter Zusammenarbeit mit filacro im Oktober stattfand, zeigten 14 Kinder und Jugendliche, welche Talente in ihnen stecken. Sei es bei Singen, Slapstick, Judo, Akrobatik oder anderem: Was sie bei der Abschlusssaußführung im vollbesetzten Zirkuszelt in Uster zeigten, liess auch die Herzen der Zuschauerinnen und Zuschauer, unter denen sich auch einige Spenderinnen und Spender befanden, höher schlagen.

Dank weiterer Spenden fand im April wieder eine Mutter-Kind-Woche im Tessen statt. Fünf Mütter und sechs Kinder im Alter von 1 bis 12 Jahren verbrachten dort – begleitet von unseren Fachpersonen – eine unbeschwerte Woche mit vielfältigen Aktivitäten im Freien. Die Mütter und die Kinder konnten den von Sorgen und Krankheit belasteten Alltag hinter sich lassen und Energie auftanken.

Neben diesen stärkenden Gruppenerlebnissen unter Gleichaltrigen sorgten Spenden auch für ganz individuelle Glücksmomente bei den Kindern und Jugendlichen. Zum Beispiel durch die Übernahme der Cellomiete oder die Finanzierung von Klavier- und Keyboardunterricht an der Musikschule, was für die Familien der jeweiligen Kinder unerschwinglich gewesen wäre. Eine

Unihockeysausrüstung sorgte ebenso für strahlende Augen wie die erfolgreiche Lernstrategietherapie, die zum gewünschten Schulstufenübertritt führte.

Ein herzliches Dankeschön sagen wir allen Gönnerinnen und Gönnern für die grossartige ideelle und finanzielle Unterstützung. Ohne diese vielfältige Hilfe wären unsere erlebnispädagogischen Aktivitäten und Förderangebote für die Kinder und Jugendlichen nicht möglich.

Espoir trägt das Zewo-Gütesiegel. Es bescheinigt, dass Ihre Spende am richtigen Ort ankommt und effizient Gutes bewirkt.



Ihre Spende
in guten Händen.

Impressum

Herausgeber: Espoir, Brahmsstrasse 28, 8003 Zürich

Auflage: 1400 Exemplare

Redaktionsteam: Irina Braunwalder, Andrea Fröhlich, Oda Heine (Ltg.), Alexandra Neuhaus, Lucia Schmid, Erich Sommer, Evelin Weber-Breitenmoser

Weitere AutorInnen: Prof. Dr. Christiane Hohenstein und Adriana Sabatino, M. A.

Fotos: Espoir

Korrektorat: Text Control AG, Zürich **Layout:** Oda Heine

Konzept: Heads Corporate Branding AG, Zürich

Druck: Horizonte Druckzentrum, Thalwil

Werden Sie Mitglied

Vier gute Gründe sprechen dafür:

- Sie ermöglichen die kontinuierliche Fortführung unserer Arbeit zum Wohl der Kinder.
- Sie erhalten einmal jährlich das informative Espoir-Bulletin.
- Sie erhalten einmal jährlich den Jahresbericht mit Informationen über unsere Arbeit und das aktuelle Vereinsgeschehen.
- Sie erhalten Einladungen zu Fachvorträgen rund um das Thema Kinderschutz und Kindeswohl.

Einzelmitgliedschaft:
100 Franken/Jahr

Familien-/Paarmitgliedschaft:
150 Franken/Jahr



Espoir
Brahmsstrasse 28
8003 Zürich

Telefon 043 501 24 00
Fax 043 501 24 01
info@vereinespoir.ch
www.vereinespoir.ch

Spendenkonto: PC-80-1956-8, IBAN: CH49 0900 0000 8000 1956 8



Gemeinsam für Kinder